„Bronx in der Sprache"

SPIEGEL-Interview mit dem Lyriker H. C. Artmann

Artmann, 71, ist als verspieltester Dichter der legendären „wiener gruppe" bekannt geworden („how much, schatzi?"). Er lebt in Salzburg.

SPIEGEL: Sie gelten als Kleinschreibungs-Apostel. Weshalb nehmen Sie sich diese dichterische Freiheit?

ARTMANN: Ich schreibe aus ästhetischen Gründen klein. Nicht nur weil man's leichter schreibt: Deutsch hat zu viele Oberlängen, kaum Unterlängen. Das Schriftbild wird also besser.

SPIEGEL: Aber Ihre Texte sind mühsamer, langsamer zu lesen.

ARTMANN: Dann müßte eben einfach die ganze Welt langsamer lesen. In indischen Schriften schreibt man alles hintereinanderweg, warum nicht auch in der lateinischen Schrift? Man soll langsamer lesen. Das wäre in meinem Sinne.

SPIEGEL: Könnten Sie dann nicht gleich auf Interpunktion verzichten?

ARTMANN: In meinem Prosabuch „Nachrichten aus Nord und Süd" gibt es tatsächlich keine Satzzeichen – was mich selbst stört: Es ist schwer vorzulesen. Aber das soll so sein: Ein Wort schlingt sich dann ins andere.

SPIEGEL: Ihre Dialekt-Schreibung ist berühmt. Haben Sie auch im Hochdeutschen eine eigene Orthographie?

ARTMANN: Nein, ich mach' es nach Gespür. Aber ich geh' natürlich aufs Mittelhochdeutsche zurück. Manchmal schriebe ich gern „Licht" mit ie, wie die Brüder Grimm.

SPIEGEL: „Numerieren" soll jetzt zwei m haben, „plazieren" ein tz.

ARTMANN: Also, „nummerieren" ist mir auch schon passiert – nicht weitersagen, es rutschte so in die Maschine. Aber „platzieren" finde ich komisch, da denk' ich an „zerplatzen". „Plazieren" kommt ja aus dem Romanischen.

SPIEGEL: Was halten Sie davon, das ß abzuschaffen?

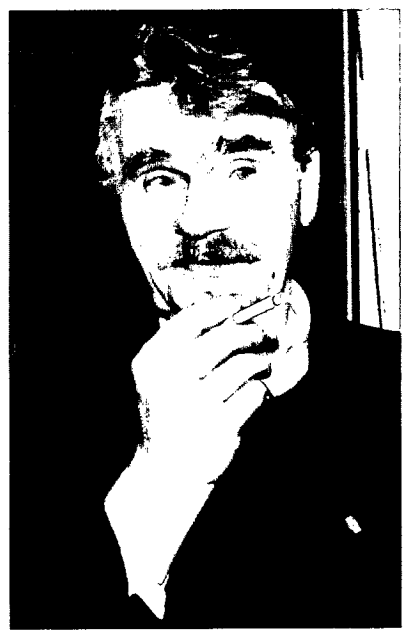
ARTMANN: Ja, das „daß": Jahrzehntelang habe ich es nur mit Doppel-S geschrieben, wie in der Schweiz. Jetzt schreib' ich wieder das schöne alte, geschwungene ß. Ich kann ja die Regel; manche, die sie nicht können, sagen eben: Ich bin Schweizer. Aber „ich wüsste", das sieht nicht schön aus.

SPIEGEL: Weshalb? Weil Sie es anders gewohnt sind?

ARTMANN: Wahrscheinlich. Und außerdem ist das ü in „wüßte" ja eigentlich lang. Die Schweizer können das schon nicht mehr unterscheiden. Aber ich bin Lyriker, mir geht es um das Wort selbst und sein Umfeld, worin es sitzt. Früher habe ich zum Beispiel oft etwas mit c geschrieben: „creutz" mit tz, um den barocken Geruch reinzukriegen.

SPIEGEL: Dürften Lehrer das durchgehen lassen?

ARTMANN: Sicher nicht. Wir werden ja immer illiterater, wir kriegen ja amerikanische Bronx-Zustände in der Sprache inzwischen. Ich bin nicht



Sprachkünstler Artmann
„Barocken Geruch reinkriegen"

elitär – na ja, eigentlich doch sehr elitär in dieser Sache. Schulisch gesehen, wäre ich schon für eine gewisse Reglementierung. In der Schule wird man so erzogen, daß man die alte Literatur einfach nicht mehr lesen kann.

SPIEGEL: Was könnte die Rechtschreibung da tun?

ARTMANN: Am besten wäre vielleicht so etwas wie die normalisierte Schreibung des Mittelhochdeutschen. Bei Walther von der Vogelweide heißt das Licht „liht", das c vom ch ist gar nicht nötig. Und fürs lange o gibt es einen Zirkumflex-Akzent.

SPIEGEL: Wäre so eine Schreibreform nicht viel revolutionärer als das, was im Moment diskutiert wird?

ARTMANN: Gewiß. Das heutige sind immer nur Halbheiten.

tin Wieland um 1800 einführen wollte, erscheint den Reformern immer noch allzu exotisch.

Außer solchen „Laut-Buchstaben-Zuordnungen" – besonders umstritten, weil die Leser beim Wortbild am meisten Stabilität verlangen – sehen die Regelkundler auf drei weiteren Hauptgebieten Vereinfachungen vor:

Wo zusammengesetzte oder getrennte Schreibung zum Problem wird, soll grundsätzlich die Trennung Vorrang haben. Studien ergaben: Auch Profi-Schreibern nützt der scheinbar einfache Grundsatz kaum, daß bei übertragenem Wortgebrauch („irreführen") zusammengeschrieben werde, bei bildlich-konkretem aber getrennt („in die Irre führen"). „Eis laufen" und „Kopf stehen" – bislang verboten – sei schließlich genauso logisch wie „Ski laufen" und „Auto fahren". Wenn sie auf ihrem Vorschlag sitzenblieben, meinen jedenfalls die Reformer, müßte weiterhin auch mancher Schüler sitzenbleiben, unverdientermaßen.

In der Zeichensetzung hat sich an den Vorschlägen von 1988 nichts geändert: Hauptsätze, zwischen denen „und" und „oder" steht, sollen nicht mehr durch ein Komma getrennt werden; das widerspreche „dem Sprachgefühl und dem Sprachgebrauch vieler, auch erfahrener Schreibender". „Mutti fährt Motorrad und Vati wäscht ab" ist sowieso verständlich. In Zweifelsfällen allerdings wäre ein Komma zwischendrin nicht verkehrt – da sind die Vereinfacher großzügig. Ähnlich soll es dem aus der Schule berüchtigten „Infinitiv mit zu" ergehen: Komma nur im Notfall.

Bei Worttrennungen macht sich die Sprachgeschichte störend bemerkbar: Wenige wissen noch, daß Päd-ago-ge und Chir-urg aus dem Altgriechischen stammen. Auch die Faustregel, dem st tue das Trennen weh, sei, so die Reformer, historisch überholt. In Zukunft sollen rüs-tige Herren gern ihre Wes-te offenstehen lassen.

So weit, so unproblematisch: Gegen kaum eine dieser „Du-darfst"-Lockerungsübungen wird es erbitterte Proteste geben. Anders sieht es aus mit einem Vorschlag, den die Regel-Experten trotz ablehnender KMK-Haltung wieder in ihr Paket aufgenommen haben: die Kleinschreibung der Substantive, seit Jahren Reizthema der Reform-Debatte.

Neue Argumente gibt es zu dem Problem, über das schon die Brüder Grimm sich nicht einigen konnten, kaum: Wie eh und je erklären die Befürworter,

- ▷ daß niemand die unlogischen Sonderfälle wirklich bis ins letzte beherrsche – etwa „in bezug auf", aber „mit Bezug auf", „eines andern, aber auch Bessern belehren" –,
- ▷ daß Kleinschreibung für Schüler ein Segen wäre (so seien in Dänemark